

NEKROLOG
RUDOLF BERNOULLI



1880—1948

61989, 056
E. Dekker

Nekr B 263

NEKROLOG

RUDOLF BERNOULLI



1880—1948

GNR 213616

NEUROLOG

RUDOLF BERNHARDT



1886-1948



Liebe Freunde!

Wenn wir hier beim Sarg eines Menschen versammelt sind, den wir zu seinen Lebzeiten lieben und schätzen gelernt haben, so ist uns allen sicher die Zeit noch am meisten gegenwärtig, da er einsam und tapfer auf seinem Krankenlager litt. Seien wir uns bewußt: Der Tod bedeutete ihm eine Erlösung.

Aber nicht von seinen letzten, schmerzreichen Jahren will ich jetzt reden, sondern von seinem ganzen Leben, von einem Leben, das er glücklich im Schoße seiner Familie und in fruchtbarer Arbeit, die ihm Berufung war, verbringen durfte.

Mein Vater, Rudolf Emanuel Bernoulli, wurde am 24. Dezember 1880 in Basel geboren. Das Geburtshaus in der Albanvorstadt spielte in den ersten Lebensjahren des Knaben für diesen eine große Rolle. Es war ein schmales, außerordentlich tiefes Gebäude, an welches sich ein Hof und ein Garten anschloß, der gegen den Rhein verlief und an seinem Ende ein romantisches Gartenhaus hatte. Es war eine Freude und ein Stolz für meinen Vater, als er mir dieses Haus an der Dalbe, wo so viele Jugenderinnerungen hafteten, nochmals zeigen konnte, bevor es abgerissen wurde.

Rudolf hatte noch drei Geschwister, die aber wesentlich älter waren als er und eine Gruppe für sich bildeten, an deren Spielen der Kleine noch lange nicht teilnehmen durfte. Er saß dann der Mutter zu Füßen und war gewohnt, seine Spiele allein zu betreiben, ja er empfand die älteren Geschwister geradezu als störend und mahnte sie, die Nachmittagsschule zu besuchen, damit er wieder allein sein konnte.

So kam denn die Zeit, wo er selbst die Schule besuchen mußte. Es kam auch die Zeit, wo er mit Schrecken und Erstaunen entdeckte, daß die Welt keineswegs so geordnet und friedfertig sich

darbot, wie er es als selbstverständlich angenommen hatte. Er sah auch bald ein, daß ein Weltverbesserer trotz den besten Absichten in den seltensten Fällen Erfolg hatte. Immerhin wollte er bei solchen Tendenzen bei sich selber anfangen, und darum war ihm die Alkoholabstinenz eine Selbstverständlichkeit, und er ist ihr auch zeitlebens treu geblieben. Das brachte nun die Teilnahme am Vereinsleben mit sich; es zeigte sich aber bald, daß diese Lebensform seinem Wesen durchaus fremd war. Er ist darum späterhin, wenn irgend es ging, stets der Mitgliedschaft von politischen oder Berufsorganisationen ausgewichen. Doch fand er im Kreise der Gleichstrebenden einzelne Freunde, mit denen er gerne diskutierte. Aber eben am liebsten zu zweit. Diese Einstellung der Zweisamkeit hat er sein ganzes Leben lang mit Vorliebe gepflegt.

Vom Schulbetrieb sprachen ihn am meisten die Naturwissenschaften an, weil er hier eine feste, keiner Diskussion unterworfenen Basis sah. Früh hat er sich auch mit psychologischen und philosophischen Fragen auseinandergesetzt, immer mit dem Bestreben, schließlich zum Kern des Problems durchzustoßen. Da er ferner ein gewisses Talent zum Zeichnen hatte, fühlte er sich andererseits auch von künstlerischen Problemen angezogen. Schließlich ergab sich als Synthese dieser Bestrebungen das Ziel: eine philosophische, den Naturwissenschaften angenäherte Methode zu finden, künstlerischen Problemen auf den Grund zu kommen. Mit diesem Programm begann er im Herbst 1900 seine studentische Laufbahn.

1905, als er bereits sein Studium weitgehend vollendet hatte, traf er seine spätere Gattin Katharina Fähndrich. Er hatte dann keine Ruhe, bis er ihre Bekanntschaft durch eine sich glücklicherweise anbietende Vermittlung gemacht hatte. Zu Ende des gleichen Jahres bestand er seine Doktorprüfung in Bern, mit dem Hauptfach Kunstgeschichte. Es galt nun aber, irgendeinen Beruf zu wählen, in welchem das theoretische Wissen der Kunstgeschichte praktisch verwendet werden konnte. Sein Bruder Hans, damals

Inhaber eines Architekturbüros in Berlin, riet ihm, dorthin zu kommen; auch war ja die Freundin Katharina bereits nach Berlin gereist, um dort die Theaterschule zu besuchen. — Zunächst wurde er in verschiedenen Sammlungen des Kunstgewerbemuseums beschäftigt, dann an der Gemädegalerie und an der Abteilung für mittelalterliche Plastik am Kaiser-Friedrich-Museum. Der Zufall wollte es, daß er sich auf dem Gebiete der Graphik spezialisierte, denn gerade in dieser Zeit war an der Bibliothek des Kunstgewerbemuseums die betreffende Stelle frei geworden. Dieser Umstand hatte auch noch ein anderes Ergebnis zur Folge: Der Plan, Katharina Fährdrich als Gattin heimzuführen, konnte endlich verwirklicht werden. Das Glück war groß, wenngleich die Einkünfte vorläufig noch allseitig Beschränkungen auferlegten.

Im Jahre 1909 mußte die Entscheidung getroffen werden, ob die vorläufige Beschäftigung bei den damals königlichen Museen in eine staatliche Beamtung umgewandelt werden sollte. Da trotz allen Bemühungen sich keine Möglichkeit zeigen wollte, in der Schweiz eine entsprechende Tätigkeit zu übernehmen, so nahm er denn Amt und Titel eines Direktorialassistenten am königlichen Kunstgewerbemuseum an.

Neben dieser rein kunsthistorischen Tätigkeit trat mehr und mehr das religionsgeschichtliche Interesse in den Vordergrund. Den Anstoß dazu hatten die Sammlungen des ägyptischen Museums geboten, zu denen Erman mit seiner «Ägyptischen Religion» gewissermaßen den Kommentar geschrieben hatte. — Gerade zu jener Zeit publizierte Diedrichs seine «Religiösen Stimmen der Völker». So einigten sich beide auf den Standpunkt, daß die einzelnen Weltreligionen sich zueinander verhielten wie Konfessionen einer Religion oder wie die Dialekte einer Sprache. Irgendwie mußte hier eine Synthese gefunden werden. Rudolf Bernoulli ging diesen Fragen mit brennendem Interesse nach. Sein Ziel war, einen möglichst umfassenden Überblick zu erhalten über das Weltbild, das sich jedes Volk und jede Zeit gestaltet hatte. Fremd war ihm

jede engherzige Intoleranz, jedes Monopol einer «alleinseelig-machenden» Institution. Frei, offen und unvoreingenommen ließ er jede Ansicht gelten, die sich auf einigermaßen haltbare Argumente stützen konnte. Überall suchte der junge Kunsthistoriker nun Material zusammen. Es wurde eine förmliche Lawine. Diese Arbeit sollte für meinen Vater ein Lebenswerk werden. Noch in seinen letzten Jahren hat er daran mit unverdrossenem Eifer gearbeitet.

In Berlin überkam ihn immer mehr der Drang, das Absonderliche aus dem Gewöhnlichen herauszulösen. Auf diese Weise kam er unfehlbar auf die Probleme des Metaphysischen, auf die Scheidung der menschlichen Hülle von allem übrigen. Dieses Problem war, wie mein Vater später gestand, äußerst undankbar. Der Arzt Albert von Schrenk-Notzing hatte geglaubt, dieses Problem lösen zu können. Doch setzte er sich damit nur endlosen Mißverständnissen aus, wie jeder, der sich damit abgibt. Auch Bernoullis, die als Freunde und Mitarbeiter mit Schrenk sympathisierten, ging es nicht anders. Nach Schrenk-Notzings Tod übernahm auf den Wunsch von Schrenks Witwe mein Vater die Mitredaktion der «Zeitschrift für Parapsychologie».

Inzwischen war der Weltkrieg 1914–1918 durch die Lande gegangen. Kriegsende in Berlin – eine deprimierende und schwer zu ertragende graue Stimmung. Die finanziellen und politischen Zustände in Deutschland wurden immer unsicherer. So nahm Rudolf denn rasch entschlossen die an der ETH in Zürich durch Todesfall freigewordene Stelle eines selbständigen Leiters der Graphischen Sammlung an.

Anfang August 1923 erfolgte die Übersiedlung nach Zürich. Es galt vorerst die baulichen Einrichtungen zur Unterbringung der Graphischen Sammlung im Südflügel des Hauptgebäudes der Eidgenössischen Technischen Hochschule durchzuführen und dabei eine Kollektion von Kastenmappen, welche der nunmehrige Konservator in Berlin gekauft hatte, einzubauen. Schließlich mußten

die ganzen Bestände eingeräumt werden. Im April 1924 konnte die Ausstellung «Meisterwerke der Graphik» in den neu eröffneten Räumen erfolgen. Doch soll die Tätigkeit meines Vaters an der ETH von berufenerer Seite gewürdigt werden. Ich kann nur so viel sagen, daß mein Vater mit Leib und Seele bei der Sache war. Wenn er abends nach Hause kam, setzte er sich oft in aller Muße mit seiner Beschäftigung auseinander; er zog dann irgendein Büchlein hervor, in das er Pläne und Aufstellungen notierte. Er hatte immer die größte Freude, wenn er sah, daß sich seine Familie dafür interessierte. Er strahlte, wenn nach der Eröffnungsrede für eine Ausstellung meine Mutter ihre Anerkennung äußerte; er gab mir unermüdlich Fingerzeige für Kunstdenkmäler, wenn ich ihm meine Ferienpläne unterbreitete. Kunst war für meinen Vater ein unentbehrliches Lebenselement, und neben der bildenden Kunst hatte er auch sehr viel für Literatur übrig. Musik liebte er über alles. «Siehst du», hat er vor noch nicht langer Zeit zu mir gesagt, «die Kunst sät uns wundersame Blüten ins Leben, wie Oasen in einer Wüste. Wo kämen wir hin, wenn uns nicht die Kunst zwischen hinein immer wieder zu beschaulicher Andacht und zum Schönen leiten würde.»

Über das Leben im Haus an der Schneckenmannstraße schreibt mein Vater in seiner Lebensgeschichte wörtlich: «Durch eine der wenigen Beziehungen, welche uns mit Zürich verbanden, war es möglich, ein älteres Einfamilienhaus mit kleinem Garten in der Nähe der alten Kirche Fluntern zu erwerben. Der kleine Sohn konnte eben gehen und nahm mit den selbstbewußten Schritten eines Eroberers von dieser neuen Welt Besitz. Während zwanzig Jahren war es uns nun vergönnt, in diesem Hause zusammenzuleben. Wenn es auf der Welt so etwas gibt, das mit dem hochtönenden Worte ‚Glück‘ bezeichnet werden darf, so war es diese Episode.»

Das erste Warnungszeichen, daß kein Glück auf Erden Bestand hat, traf kurz vor dem Ausbruch des zweiten Weltkrieges

ein. Schon seit Jahren hatten sich bei längerer gleichbleibender Körperhaltung Schmerzen im Rücken gezeigt; nun setzte eine Lähmung des Gehens ein, die einen medizinischen Eingriff erforderte. Die Untersuchung ergab das Vorhandensein eines Knochentumors, der sofort operiert werden mußte. Die Operation gelang, und in der Folgezeit war es möglich, daß Rudolf, wenn auch mit einigen Schwierigkeiten, das bisherige Leben weiterführte. Dabei war ihm seine Gattin eine kostbare Hilfe. — Doch brachte das Kriegsende den erneuten Ausbruch des Leidens. Eine neue Operation mußte stattfinden, welche das erschreckende Resultat ergab, daß Rudolf vom Schultergürtel abwärts völlig gelähmt blieb. Zunächst war es ihm vergönnt, Zuspruch und Trost von seiner Gattin zu finden, auch hatte er durch die Unterbringung im Kantonsspital die Möglichkeit, seine Tätigkeit in der Technischen Hochschule, die auf kurzem Wege über die Straße erreichbar war, weiterzuführen. Es schien noch nicht alles verloren. Katharina sprach davon, im Tessin eine Unterkunft zu suchen, die dem Kranken auch einen Blick ins Freie ermöglichen sollte, wo sie dann mit ihm zusammen jenes Werk vollenden würde, zu welchem das Material ja längst bereitlag: «Bild und Symbol der Welt, eine Entwicklungsgeschichte der Schilderung des Weltganzen».

Da brach mit einem Male alles zusammen. Am Abend des 23. Juli 1946 trafen sich die besten Freunde des Kranken an seinem Bett im Kantonsspital und eröffneten ihm, daß seine Gattin, von einem Schlaganfall betroffen, seit einigen Tagen im gleichen Gebäude wie er ihren Tod erwarte. Es bestand keine Möglichkeit mehr, mit der Gelähmten in Kontakt zu kommen, und so mußte sich der Gatte begnügen, die letzten Stunden ihres Lebens an ihrem Bett zu sitzen und dem Todeskampf beizuwohnen, der am 31. Juli sein Ende fand.

Über den Rest erübrigt es sich, viel Worte zu verlieren. Wir alle können nur ahnen, welch unendlichen Kampf Rudolf Bernoulli mit dem Schicksal und mit sich selbst in den letzten zwei

Jahren seines Lebens führen mußte. Er hat dabei eine Haltung und einen Stoizismus gezeigt, die von jedem von uns die größte Achtung fordern. Seine Lebensauffassung hat der Verstorbene dabei bis zu seinem Tode beibehalten. Er war der Ansicht, daß man jede vom Leben auferlegte Bürde tragen muß, und daß niemand seinem Schicksal ausweichen kann. In diesem Bewußtsein hat er sich bis zum Äußersten ausgegeben – und dabei war er sich bewußt, daß wir eigentlich arme Stümper sind, wenn von uns mehr verlangt wird als eine Kenntnis über ein wenig lächerlicher Materie. – Es ist bezeichnend, daß mein Vater nie von sich aus eine Spritze verlangt hat. In den größten Qualen sah er wunderbarerweise eine Gnade, und mannhaft rief er aus: «Schlag zu mit dem Meißel, Bildhauer Gott, auf daß die richtige Form entstehe!»

Die große Liebe und Freundschaft, die meinen Vater mit den Tieren verband, hat sich bis zuletzt erhalten. Er zog manchmal solch ein treues Wesen hundertmal irgendwelchen Menschen vor, die mit all ihren Kniffen und Falschheiten ihn bisweilen schwer enttäuschten. Auf seinem Krankenlager waren die Vögel seine regelmäßigen Besucher, und er fütterte sie mit Mandeln und wurde nicht müde, ihnen nachzusehen, wie sie wieder durch das offene Fenster frei und unbeschwert davonflogen. Einen letzten Gruß hat ihm der Buchfink gegeben, der dem Toten mit dem Schnabel ein kleines Mal an den Hals pickte.

An einem seiner letzten Tage hat der Verstorbene, meine Hand haltend, einmal mehr die Erkenntnis ausgesprochen: «Wir wissen eigentlich vom Leben sehr, sehr wenig. Und was darüber hinaus ist, können wir nur vermuten. Wir ahnen, daß es eine unerbittliche Gerechtigkeit gibt, der nichts entgeht; mit ihr verbunden aber ist eine unendliche Gnade. Und beides gehört zusammen – und hat *einen* Namen.»

Nicolaus Bernoulli

Verehrte Trauerversammlung!

Der Schweizerische Schulrat und das Rektorat der Eidgenössischen Technischen Hochschule haben mich beauftragt, dem von uns geschiedenen, hochverdienten Konservator der Graphischen Sammlung und Dozenten der Kunstgeschichte, Prof. Dr. Rudolf Bernoulli, ihren Dank und einen letzten Gruß nachzurufen. Und zugleich spreche ich im Namen der Kommission für die Graphische Sammlung, durch die ich viele Jahre lang mit dem Toten in Verbindung gewesen bin.

Bernoulli war eine Künstlernatur. Sein Jugendtraum war gewesen, ein Maler zu werden; und er hat manches Kunstwerk geschaffen, das sich sehen lassen kann. Aber er war auch ein Gelehrter. Er verfügte über ein weitausgebreitetes Wissen. Was irgendwie seinen Beruf betraf, war ihm stets präsent. In den Techniken der graphischen Künste wußte er aufs genaueste Bescheid. Seine kunstgeschichtlichen Kenntnisse waren von allgemein kulturgeschichtlichen umfaßt. Doch vor allem, sein Wissen war nicht bloß Wissen, sondern Mittel zum Aufbau eines reichen persönlichen Lebens. Allen Tendenzen der vergangenen und der gegenwärtigen Zeit war er aufgeschlossen — aufgeschlossen in Menschlichkeit und darum so, daß er aller Unmenschlichkeit mit der entschiedensten Ablehnung entgegentrat. Das Tiefe, Hintergründige zog ihn an: das Zutagetretende muß von dem Verborgenen her aufgehellet werden. Kunst war ihm «eine Äußerung der inneren Natur des Menschen», ein Spiegel seines Soseins und seiner heimlichsten Sehnsucht. Kunstwerke, und zumal solche der graphischen Künste, in die so manches hineingeheimnist ist, verlangen, daß man sich auf das Enträtseln verstehe. Beiträge im «Eranos-Jahrbuch» zei-

gen, mit welcher Energie und mit welchem Erfolg sich Bernoulli in die Ausdrucksweisen des geistigen Lebens entschwundener Jahrhunderte hineinzuleben vermochte. «Zur Symbolik geometrischer Figuren und Zahlen» ist eine dieser gelehrten Abhandlungen überschrieben: die Illustrationen aus der Zeit um Siebzehnhundert gewinnen da ein seltsam bedeutungsreiches Leben. — Etwas methodisch nahe Verwandtes hat Bernoulli einige Jahre danach unternommen, als er aus Anlaß einer Ausstellung des graphischen Werkes von Paul Klee sich den Zugang zu dieser, wie er selbst sagte, ihm von Haus aus fremden Kunst erarbeitete. Das Ergebnis dieser Mühen war zunächst der Vortrag, mit dem er 1940 die genannte Ausstellung eröffnete. Unter dem Titel «Mein Weg zu Klee» ist der ganz ausgezeichnete Vortrag dann im Verlag Benteli in Bern erschienen. Auch hier galt es, Formen, die zunächst befremden, als Ausdruck seelischen Lebens zuerst sich selbst und dann dem Hörer und Leser nahezubringen.

Indessen, Bernoulli hat nicht viel publiziert. Seine große Leistung war *die Organisation der Graphischen Sammlung*.

1923 hat er sein Amt angetreten. Nur zwei Jahre vorher, 1921, war das «Organisationsstatut für die Kupferstich- und Handzeichnungssammlung der Eidgenössischen Technischen Hochschule» in Kraft getreten. Die Pflichten des Konservators sind darin genau aufgezählt. Aber von *Ausstellungen* sagt das Statut kein Wort! Dafür aber sind *die Tage* erwähnt, an denen die Sammlung dem Publikum geöffnet ist!

Bernoulli hat die wechselnden Ausstellungen eingeführt, deren Dauer ihrer Bedeutsamkeit entsprechend abgestuft ist. Er hat viele Kataloge bearbeitet, unter ihnen solche, deren Wert über die Dauer der Ausstellung hinaus erhalten bleibt, zum Beispiel «Die deutschen und niederländischen Kupferstiche und Einblattholzschnitte des fünfzehnten Jahrhunderts in der Kupferstichsammlung der Eidgenössischen Technischen Hochschule und in den andern öffentlichen Sammlungen in Zürich». Die einzelnen Blätter sind da in

ihrem Erhaltungszustand genau beschrieben. Und jeder dieser Kataloge bringt knappe, kunstgeschichtliche Angaben.

Intensivste Arbeit hat Bernoulli beim Anordnen der Blätter in den Ausstellungsräumen getan. Er verlangte von sich, wie er es einmal benannt hat, die «einleuchtende Kombination»: das Nebeneinander und Nacheinander der Kunstwerke sollte klärend wirken. – Und dann kamen zum eindrucksvollen Abschluß dieser Arbeiten die einführenden Vorträge. Das waren für eine Gemeinde, für die in den letzten Jahren der zur Verfügung stehende Saal nicht mehr reichen wollte, wahrhaft festliche Veranstaltungen. Da hörte man nicht bloß Kunstgeschichte, erfuhr man nicht nur allerlei, was beim Gang durch die Ausstellungsräume gut und nützlich zu wissen war. Selbstverständlich empfang man auch das. Aber Bernoulli gab mehr: in diesen Stunden öffnete sich sein reiches Leben und ließ uns die tiefe Liebe zu all dem Menschlichen mitfühlen, das irgendwie in den ausgestellten Werken Ausdruck fand. Durch Bernoulli ist die Graphische Sammlung zu einem der vornehmsten Kulturinstitute von Zürich geworden. Die Pflichten, die er als ihr Konservator erfüllte, standen in keinem Pflichtenheft: er hat sie sich selbst auferlegt. So konnten sie nichts Drückendes für ihn haben: er erfüllte sie in der herrlichen Freiheit eines Mannes, dem die Tiefe seiner eigenen Persönlichkeit sagt, wozu er in der Welt ist, was er in ihr zu leisten hat. Darum hat er auch den Ruf der Zeit, in die er gekommen war, verstanden und der Stelle, auf der er stand, reichlich gegeben, was sie von ihm fordern konnte – viel mehr, als sie mit ihren Paragraphen von ihm verlangte.

Im Jahre 1940 hat er die Paul-Klee-Ausstellung eingerichtet, deren Eröffnungsansprache mit einem Worte schloß, das Klee unter eines seiner Blätter geschrieben hatte: «Der Witz hat über das Leid gesiegt.» Die Krankheit, der Bernoulli erlegen ist, hatte sich damals schon gemeldet; aber Bernoulli konnte noch nicht wissen, wie hartnäckig sie ihm zusetzen, welches Maß an Selbstbeherrschung und Geduld sie von ihm fordern werde. So mochte er wohl noch

glauben, daß sein Witz ihm über das Ungemach hinweghelfen werde. Das Wort meint ja auch nicht bloß die spielerische Kraft, mit leidvollen Dingen fertigzuwerden und sich lächelnd über sie zu erheben; es meint die Kraft des *Geistes* im umfassendsten Sinne. Bernoulli war ein geistiger Mensch, ein Mensch, der sich durch *seinen* Geist im *Weltengrund* verwurzelt wußte; der es wußte, daß es tiefste menschliche Aufgabe ist, in Einigkeit mit dem Weltengrund zu leben – im eigenen Geist zu bejahen, was das Schicksal verhängt hat. – Was es da für ihn noch zu tragen gab, das war freilich unsäglich viel. Bei meinen Besuchen habe ich ihn vor Schmerzen stöhnen gehört und habe Tränen in seinen Augen gesehen. Tiefe Frömmigkeit, die sich christlichem wie fernöstlichem Geist in Freiheit verpflichtet wußte, hat ihn die harte Last tragen lassen, die ihm in den letzten Jahren mit zunehmender Schwere auferlegt war. Er hatte Sehnsucht, heiße Sehnsucht nach dem Tode; aber er wußte, daß es nicht ihm zustand, über das Ende seines Lebens zu beschließen.

Ergriffen nehmen wir Abschied von ihm. Was er für die Technische Hochschule geleistet hat, *bleibt* ihr als verpflichtendes Erbgut.

Prof. Dr. Fritz Medicus.

Vorgetragen an der Abdankung am 13. Oktober 1948 im Krematorium Zürich.

